



skolast

Vorschau

Das Thema der nächsten Nummer lautet:

PROBLEME MENSCHLICHER BEZIEHUNGEN.

Jeder fühlt sich wohl in seiner eigenen Sphäre. Viele sind gefangen darin. Müßig mit eigenem Maßstab. Glaubt das auch politiken.

Wir sind gezwungen, Gegensätze zu vereinen in der Gesellschaft.

Beim Christentum ist dieser Zwang die Verpflichtung, alle, selbst Feinde zu lieben. Der Gedanke ist groß. Stößt aber auf die Schwierigkeit, die im ersten Satz gesagt ist.

Der Gedanke liegt nahe, Menschen zum Gemeinsinn zu erziehen. Totalitäre Systeme haben dies als Notwendigkeit.

Viele überzeugte der kategorische Imperativ.

Das Problem beginnt mit der Beziehung zweier Menschen, die sich aufeinander abstimmen müssen, um zur Harmonie zu gelangen. Auch in der einfachsten Geschäftsbeziehung, Freundschaft, Liebe. Was denken wir davon? Warum ist unter Studenten Kameradschaft so selten? Ich sah darüber lächeln. Wir beschränken uns meist auf fachliche Beziehungen.

In der Gesellschaft scheinen diese rein persönlichen Gegensätze wieder aufgehoben.

Es gibt Klassengegensätze. Aus diesem Unrecht fornte sich der Marxismus. Auch die christliche Soziallehre will eine Entschärfung der Klassenunterschiede. Wo Christentum ist, dürften diese gar nicht bestehen. Sie bestehen.

Und Klassengegensätze sind wieder vergessen im gemeinsamen Nationalismus. Das ist der Einzelne als Volk, der sich überlegen fühlt und deshalb Ansprüche erhebt, die seit jeher zum Kriege führten.

Der Mensch aber sagt immer, er sei friedliebend. Politiker machen sich oft zu Unrecht zu Sprechern des Volkes.

Wie wirken sich die Beziehungen der einzelnen Staatsmänner auf die Gesamtpolitik aus?

Es ist erschreckend festzustellen, welche Auswirkungen auf das Volk die unbedachte Tat eines einzigen Staatsmannes haben kann. Auch ohne Diktatur.

Im übernächsten Heft wollen wir uns mit dem Thema GRENZSITUATIONEN befassen.

Redaktionschef für die nächste Nummer: 15. Mai 1964.

Der Pressereferent.

Inhaltsverzeichnis

Titelbild und Illustrationen zum Thema: Diesseits und jenseits: Christa Prinoth	1
Skolast Vorschau: der Pressereferent	2
Operation Weltanschauung: Roland Bernabé	3
Gegner des skolasten: Wolfgang Kapfinger	3
Karikatur „Linie“: Roman Prada	3
Diesseits und jenseits: Antraud Torggler	4
Sinnloses Diesseits! Willi Seidler	4
Miguel de Unamuno: San Manuel der Gute: Roman Prada	6
Aufstand der Buchhalter: Moses Endewelt	7
Gedicht: Wolfgang Kapfinger	8
Sonntag: Jacques Prévert	8
Bei der Blumentrau: Jacques Prévert	8
Die Orgelnacht: Elsus	9
Der Kartoffelkötter: Oswald Niederegger	9
Der Engel: Wolfgang Kapfinger	9
Lebewesen auf fremden Planeten!: Walter Oberhofer	11
Albert Einstein und seine Religiosität: zusammengestellt von Roland Bernabé	12
Das Leben des Galilei von B. Brecht: Birgid Rauen	13
Offene Erwiderung an W. Kapfinger: Siegfried Stuffer	14
Promotionen	15
Mitteilungen des Referenten für Studientitel-Anerkennung	15
Hochschülergruppe Gröden	15
Wichtige Mitteilungen	15
Für den Terminkalender	16

Den Genießer müßiger Promenaden-spaziergänge ergötzte sicher schon manches Mal jenes äußerst friedliche Bild, das durch eine geglückte Kombination von Mensch und Hund geboten wird. Wie süß, wenn Oma mit ihrem Foxterrier selbstbewußt durch die Anlagen der Oswaldpromenade wandelt; da nickten sogar die ehrbaren Trauerweiden zustimmend mit ihren luftigen Köpfen und mancher brave Bürgersmann gewinnt wieder an Zuversicht beim Anblick von so viel Harmonie und Frieden. Was stört da schon die straff gehaltene Leine? Foxy hat es gut bei Oma, und Oma weiß das, und Foxy weiß es auch, auch daß Gehorsam die oberste Pflicht eines anständigen Hundes ist und daß Rebellion gegen die Hundetikette sich nur dann lohnt, wenn man dabei nicht gesehen wird. Ist doch ganz klar, wo käme man da hin, wenn man jedem Geschnüffel an verdächtigen Baumstämmen freien Lauf ließe, wo blieben da gesittetes Empfinden und guter Ton? Und Foxy weiß das auch ganz genau, denn er ist ein gebildeter, gut erzogener Hund; schließlich war ja Oma im Internat der englischen Fräulein aufgewachsen, und außerdem, was würde Baron Opa dazu sagen, wenn er noch lebte? Ach, der gute alte Herr, Gott sei ihm gnädig, er verstand es meisterhaft, Erzieher und Vorbild zu sein (er war ja schließlich auch Hofrat und hatte direkten Zugang zum Kaiser), er wußte natürlich, daß Respekt vor den bestehenden Institutionen erste Bürgerpflicht ist und daß ketzerischen und aufwieglerischen Umtrieben nötigenfalls mit Stock, Leine und Maulkorb begegnet werden muß.

Man verzeihe bitte dem Schreiber den allzu sturzhaften Uebergang von der Beschreibung eines Hundedeals auf den Begriff der Bürgerpflicht, doch der Gedanke liegt nahe, wenn man sich anschießt über Maulkörbe zu raisonnieren; und letztlich, wo ist oft die Trennungslinie, besonders

für den Fall, daß Bürger Skolaren sind. Hunde haben es in dieser Eigenschaft bekanntlich auch schon zu erstaunlichen Ergebnissen gebracht, glücklicherweise aber noch nicht bis zu einem „Skolasten“, so wie eine gewisse Skolarenschaft die sich ausschließlich aus Individuen zusammensetzt, deren freie Meinungsäußerung angeblich verfassungsrechtlich geschützt sein soll.

Wer an der vor einiger Zeit stattgefundenen Vollversammlung dieser Skolarenschaft teilnahm, wurde plötzlich maschinengewehrartiges Protestfeuer aus den Reihen der Zuhörer aufgeschreckt, das sich zielsuchend gegen einen hohen Amtvertreter richtete, der in dem Verdacht stand, die politische Freiheit der Anwesenden bescheiden zu wollen. Wie sich in der darauffolgenden Replik des Amtvertreters herausstellte, handelte es sich um ein Mißverständnis, nicht von der politischen Freiheit sei die Rede gewesen, sondern man habe bloß an das Gewissen appellieren wollen, man habe bloß auf gewisse Aphorismen hinweisen wollen, die anscheinend den Vertretern einer äußerst autoritären Institution unangenehm die Nase gebeizt hatten. Der Begriff der politischen Freiheit war also prompt durch den, wenigstens nach Ansicht des Schreibers, weit schwererwiegenden Begriff der ideologischen Freiheit ersetzt worden.

Und siehe da, das Protestfeuer verstummte urplötzlich! Das Hündchen „Südtiroler Hochschülerschaft“ war plötzlich zahm, und willig ließ es sich wieder Leine und Maulkorb umhängen, denn, o weh, Oma hatte ja noch einen Stock!

Armes Hündchen, paß dann aber nur gut auf, daß du dir nicht noch den Schwanz verbrännst, wenn schließlich das Glühen des Rosengartens sich mit dem Feuerschein des Scheiterhaufens vermischt, auf dem man neue Giordano Brunos richtet!

Roland Bernabè

gegner des skolasten

DAS IST SCHLAFENDEN EIN LIED SINGEN DAMIT SIE EINSCHLAFEN SAGT MAN IMMER NUR DAS WOVON MAN WEISS DER GROSSE TEIL HAT DIESELBE ANSICHT

Sie wollen eine gewisse Linie haben. Totalitäre Systeme sind Ihnen verhaßt. Uns auch.

Sie sagen, der fahrende skolast sei ein Blatt mit katholischer Richtung. Eine freie Meinung muß nicht katholisch sein. Wir haben ein Recht auf freie Meinungsäußerung. Freiheit ist ohne Einschränkung. Ideen haben keine Grenzen.

Die katholische Kirche urteilt über andere Weltanschauung. Ihr Urteil ist zwangsläufig negativ. Es wäre schlecht um sie bestellt, könnte sie keine Widerrede vertragen.

Sie wollen eine Zeitung, die sich nur auf Nachrichten beschränkt, sachlich trocken. Alles Wichtige wird, glaube ich, allerorts bei den Versammlungen der einzelnen Gruppen gesagt. Haben sie wirklich so viel Interesse, es auch noch „im Wochenblättchen“ lesen zu wollen? (Über Frau Marthe haben sie gelacht.)

Im übrigen stehen im skolasten immer Nachrichten.

Sie wollen nicht Gedichte, Kurzgeschichten. Sprechen abfällig von „lyrischen Ergüssen“. Die Zeit der Romantik ist nicht mehr. Viele huldigen einer Wald- und Wiesenpoesie. Wir lesen sie oft. Nicht aber im skolasten.

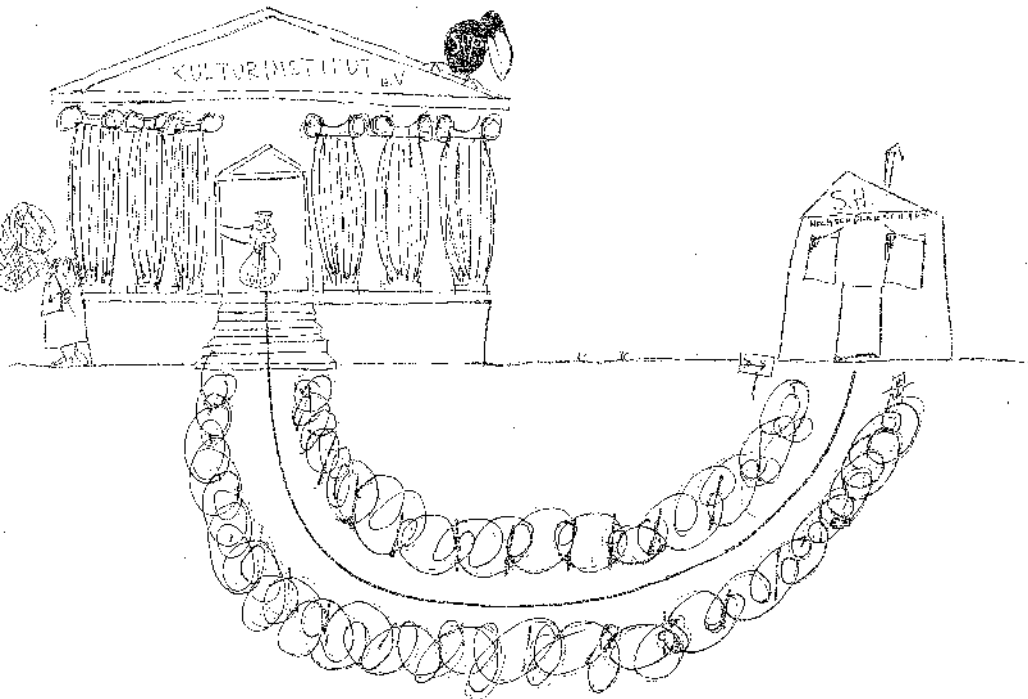
Mancherorts scheinen sie überzeugt, Geist ist nur ein Wirtschaftsfaktor. So gelangt man zur Abwertung des Geistes. Und des Menschen.

Sie wollen Probleme dargestellt. Frage ich sie näher, wissen sie mir keines zu nennen. Die „Vorschau“ übersteht man anscheinend.

Worte nur um der Freude an Diskutieren willen sind ohne Sinn. Vielleicht sagt jemand: die Heimat. So schreibt doch einmal etwas darüber! Und etwas, was aus eigener Anschauung stammt und nicht die Wiederholung der schon tausendmal gehörten Parolen ist.

Der skolast ist nicht sinnlos. Wir wollen doch anderen gegenübergestellt werden und uns nicht räkeln in der eigenen Meinung. In welcher Weise das geschieht, ist einleuchtig. Ob in einem Aufsatz, einem Gedicht, einer Zeichnung, in der Diskussion, in der Polemik...

Wolfgang Kapfinger



Diesselts und Jenseits

Gegen den Intellektualismus unserer Zeit

Was hältst du vom Jenseits, habe ich gefragt. Die Antwort war klar: Wir wissen doch alle nichts vom Jenseits, darüber können wir nicht reden. Und Gott der Herr? Ich kenne ihn nicht, vielleicht ist er irgendwo schweigend, mir ist er noch nicht begegnet, ich kenne ihn nicht, ich brauche ihn nicht.

Die Religion die brauchen eben manche Menschen: Ich gehe gerne auf den Ball, weil es mir Freude macht, du gehst gerne in die Kirche, weil es dir Freude macht, das ist doch klar. Die Religion ist ein Erziehungsfaktor, das wissen wir. Das Christentum hat sich entwickelt, wie es mußte, geschichtlich; Roste gibt es noch: ein Fackel vom christlichen Glauben an die Endzeit, ist unser Glaube an den Fortschritt. Was ich nicht einordnen kann, gibt es für mich nicht.

Wir haben sie eingebaut, die Religion in die Mauer, die wir gebaut haben mit unserem Intellekt um uns herum. Sie hat einige feste Steine gegeben für den Turm. Was außerhalb ist, wissen wir nicht, durchsicht man nicht. Beim Bauen haben wir nur auf die Mauer geschaut, es ist nicht so einfach, es hat viel Mühe gekostet das Bauen. Wir haben es in unserer Jugend gelernt, das Ordnen mit dem Vorstand, das Schichten Stein für Stein, niemand hat uns gezeigt, daß Gott da ist; man hat uns

bauen gelehrt. Türme und Mauern gibt es sehr viele; es scheint gefährlich, sich hinauszuwagen, zu gehen, zu suchen, zu kämpfen.

Es hat auch früher Lettner gegeben, Trennwände zwischen Gott und den Menschen, wir bauen heute immer wieder Wände. Und wer die Mauer nicht gebaut, den verachten wir als Schwächling; wir kennen nur die Beschwerden des Bauens, aber die Weite, in der der andere kämpft, kennen wir nicht.

Es kann Löcher geben im Turm, der Turm kann einstürzen, vielleicht war der Baugrund schlecht. Und außerdem: Sie wissen, wie das mit den Steinen, wie das mit der Ordnung ist; ich habe plötzlich keine Steine mehr, da habe ich mich selbst eingebaut, unser Verstand ordnet genau. Da habe ich die unendliche Weite vor mir offen und bin in ihr; der Turm steht darin, ich sehe ihn nicht, der Turm ist vergessen. Die Weite hat mich aufgenommen.

Und ich weiß es; ich habe es immer gewußt, daß es die Weite, das Jenseits gibt, es war immer in uns, vermauert ja. Der ganze Mensch, das können wir nicht fassen. Aber heute kennen wir die Ganzheit vielleicht besser als früher. Sie haben sicher schon vom Totaltheater gehört: die Einheit zwischen Schauspieler und Zuschauer... Die Wissenschaft ist nicht ohne den Men-

schen... Der Mensch ist offen für den anderen Menschen, ich habe an Oekumenismus gedacht...

Gott ist da, wir können nur winzige Enden fassen immer und überall.

Ein Mensch, ein Künstler schafft ein Werk. Das Werk gibt es nicht ohne Künstler, es ist eben von diesem Menschen; die Beziehung bleibt. Wie können auch das Werk sehen, den Künstler aber nicht kennen, das ändert nichts. Wieviel von dem Künstler im dem Werk steckt, können wir nicht lassen; es ist sehr vieles dünn; der ganze Mensch, zu jeder Zeit, überall. Die Welt, die Menschen, was ist da nicht drinnen für Weite, für Fülle, wer kann es fassen? Sie sind Geschöpfe Gottes, Gott ist in uns. Lieben ist ein abstraktes Wort, wer versteht es heute? Lieben heißt ineinandersein, Interesse haben für, eins sein mit. Gott hat seine Geschöpfe, Gott ist in uns, das muß so sein. Und die Geschöpfe sind frei: sie können sich Türme bauen, sie können Gott nicht, sie lieben ihn nicht. Dennoch sind wir von Gott, drinnen in der Fülle der Weite und Größe Gottes.

Lieben heißt offen sein, sich opfern, sich verschenken. Gott hat seinen Sohn geopfert, er hat sich uns geschenkt, er ist zu uns Menschen gekommen. Er hilft uns, er ist bei uns. Es gibt keine Trennung zwischen Diesselts und Jenseits. Glauben heißt in Verbindung sein mit Gott. Glauben ist dem Wissen näher als dem Vermuten. Der Glaube öffnet uns dem Jenseits; es gibt keine Grenze. Gott ist, wir aber können ihn nicht fassen.

Antraud Torngler

Sinnloses Diesselts

Die Frage nach dem Sinn des Lebens und der Welt ist wohl so alt wie der Mensch selbst. Denn es ist doch dem Menschen eigen, den Sinn seines Tuns zu erfahren und zu deuten. Bereits das Kind stellt viele Fragen, die für den Erwachsenen oft so lästig sind, weil er ja selbst keine Antwort zu geben weiß. Je wichtiger eine Handlung ist, desto dringender die Frage nach deren Sinn. Wenn es jedoch um die Summe aller Handlungen eines Menschen geht, wenn es um das Leben selbst geht, dann ist diese Frage so dringend, daß man ihr nicht mehr entweichen kann, es sei denn, man hört auf Mensch zu sein.

So wurde diese Frage im Laufe der Geschichte immer wieder gestellt -- Religionen und Weltanschauungen haben Antworten zu geben versucht, die uns ja bekannt sind. Während die einen den Sinn im Jenseits gesehen haben, galt für die anderen nur das Diesselts -- also mußte auch der Sinn im Diesselts selbst liegen. Oder haben Leben und Welt überhaupt keinen Sinn? Besteht das Leben einfach aus einer Summe von Tagen, Monaten und Jahren, die vom Lachen und Weinen -- und von der Langeweile geprägt sind? Und die Summe all dieser Leben: die Geschichte, die Welt? Liegt deren Sinn ebenfalls nur im Werden und Vergehen, im Entstehen und im Untergang von Rassen, Kulturen und Epochen?

Es ist nicht unsere Absicht, hier den

vielen Antworten eine neue hinzuzufügen. Wir wollen auch nicht das Jenseits leugnen oder als überflüssig hinstellen. Denn vielen Menschen gab und gibt die Religion einen Lebensinhalt, ein Ziel, einen Ansporn zur Sittlichkeit. Für viele jedoch sind die Formen der Religion, womit sie sich naturgemäß einkleiden muß, zu starr und zu lebensfremd. Sie sehen darin geradezu eine Vergewaltigung jenes Geistes, den sie offenbaren möchte. Nicht wenige denken an die Worte Christi, wenn er mit ungewöhnlicher Schärfe die Aeußerlichkeiten eines Pharisäismus verurteilte, der sich selbst für orthodox hielt, der in Wirklichkeit jedoch ohne Geist und Seele war. Daher soll hier eine alte Frage neu gestellt und eine Antwort versucht werden, die ebenfalls nicht neu, die jedoch so formuliert ist, daß sie vielen paradox erscheinen muß. Denn gerade das möchten wir: Von den Orthodoxen als Häretiker und von den Skeptikern als lächerliche Idealisten hingestellt zu werden. Vielleicht gibt es noch eine dritte Gruppe, die unsere Fragestellung und deren Lösungsversuch richtig zu deuten weiß und die diese Zeilen zum Anlaß nimmt, um darüber nachzudenken und im kleinen Kreis zu diskutieren.

Unsere Frage lautet daher: Hat das Diesselts auch ohne Jenseits einen Sinn? und unsere Antwort lautet: Ja -- der Sinn des Lebens und der Welt liegt in der Liebe! Das Paradoxe unserer Darlegung beginnt

bereits dadurch, daß wir unsere Antwort mit einem Gedanken aus einer jenseitigen Weltanschauung beginnen. Keine der großen Religionen hat die Frage nach dem Sinn des Kosmos so scharf formuliert und eine so klare Antwort gegeben wie das Christentum. Gott steht am Anfang der Welt -- er war immer da und hätte die Welt auch nicht gebraucht. Warum wohl? Könnte er in sich selbst den Sinn haben? Nein und ja! Er hätte keinen Sinn gehabt, wenn er allein gewesen wäre -- aber er war doch gar nicht allein! Das mysterium trinitatis besagt, daß der Vater von Ewigkeit her den Sohn gezeugt habe. Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn ist die Liebe -- die Liebe, die in einer eigenen göttlichen Person zum Ausdruck kommt, im Heiligen Geist. So ergibt dieses christliche Gottesbild eine Vielheit in der Einheit und erschließt dem Gläubigen den höchsten Sinn seines Gottes in der dreifaltigen Liebe! Johannes: Gott ist die Liebe!

Die Liebe ist es aber auch, die Gott dazu bewegt, eine Welt ins Dasein zu rufen, die von ihm verschieden ist: den Kosmos und als dessen Krone den Menschen! So ist für den Christen notwendig der Sinn seines Lebens darin gegeben, daß er diese Liebe seines Gottes mit der Liebe zu ihm und zu jener Welt beantwortet, in die er ihn hineingestellt hat. Somit sagt dieses grandiose Weltbild des Christentums eine grundlegende Wahrheit aus: der Sinn des Daseins liegt in der Liebe! Diese Liebe setzt jedoch Partner voraus. Für Gott ist diese Partnerschaft in der Dreifaltigkeit gegeben, für den Menschen in seiner Bewährung mit den Mitmenschen im Diesselts und in der Vollendung mit Gott im Jenseits. Gott, Bewährung und Vollendung sind nichts anderes als die Liebe! Kann nun diese wesentliche Aussage des Christentums, die übrigens auch in anderen Religionen zu finden ist -- jedoch nicht so klar und so einfach -- nun auch der Sinn für eine bloß diesseitige Welt sein? Es ist ein Verdienst des Existentialismus, in prägnanter Weise den Sinn der Dinge erst

durch deren Beziehung zueinander zu sehen. Ein Baum gewinnt erst dann seine Bedeutung und wird für mich existent, wenn ich ihn betrachte, ihn schön oder häßlich finde, in seinem Schatten Kühlung suche. Übertragen wir diesen Gedanken auf den Menschen selbst, dann sehen wir den Sinn seines Lebens darin, daß er in der rechten Beziehung zum Du steht, zum Mitmenschen! Wir wagen für diese rechte Beziehung das Wort Liebe! Aus dem Wesen der Liebe ergibt sich aber, daß die Frage nach dem Sinn des menschlichen Lebens primär nicht die Frage nach dem ist, was uns das Leben bietet, sondern eine Frage nach dem Dienst an unserem Nächsten, an den kleinen und größeren Gemeinschaften unserer Menschenfamilie!

Die ursprünglichste, tiefste und schönste Bindung, die Menschen eingehen können, ist die Lebensgemeinschaft in der Ehe. Deshalb tritt auch hier der Sinn des Lebens am offenkundigsten zutage: je mehr der Liebende für den Geliebten in selbstloser Weise lebt und sorgt, desto sinnvoller und schöner ist auch sein Leben. Denn die Schönheit des Lebens hängt davon ab, ob es der Mensch versteht, seinem Leben einen höchsten Sinn zu geben! Zugleich erzieht die Ehe den Menschen zur Übung der selbstlosen Liebe, denn sie ist ja eine tägliche Übung in der Liebe! Sie gibt daher dem Leben einen Sinn par excellence!

Aus dieser Urzelle der menschlichen Gesellschaft soll der einzelne jedoch auch die Kraft schöpfen, seine Liebe als Dienst am Mitmenschen zu erweitern — denn jeder Einzelne ist ja nichts anderes als ein Baustein in einem großen Gefüge. Sein Leben ist also umso sinnvoller, je mehr er seiner Um- und Mitwelt dient. Dabei ist jeder Dienst, auch der kleinste und unscheinbarste, wertvoll. Also nicht nur die größten Leistungen der Kultur, Wissenschaft, Technik und Politik geben dem menschlichen Leben einen Sinn, sondern auch der kleinste Dienst des unscheinbarsten Menschen! Ja, sogar das Leid hat in dieser Sicht seinen Platz: es gibt Gelegenheit zum Dienen in der Liebe!

Aus dieser diesseitigen Deutung des menschlichen Lebens als Dienst in der Liebe ergibt sich auch die Sinngebung der Geschichte und der Welt überhaupt. Was unsere Generation hervorgebracht hat und dem Einzelnen zukommen läßt, ist größtenteils nur das Erbe vergangener Generationen. Wir dürfen uns nun keineswegs der Illusion hingeben, am Ende menschlicher Entwicklung und Vervollkommenung zu stehen. Unsere Generation ist nicht mehr und nicht weniger als ein Glied einer langen Kette. Unsere Aufgabe ist es, das empfangene Erbe zu übernehmen, daran zu arbeiten und dieses Erbe weiterzugeben! Darin liegt auch der Sinn der menschlichen Geschichte — im Dienst in der Liebe! Und allein die Liebe kann jene Einheit herbeiführen, die die Menschheit anstrebt. Gerade darin dürfen wir aber etwas Positives an unserer Generation sehen: es fallen langsam die Schranken, die bisher die Völker entzweit haben, die Schranken der Rasse und Sprache, der Religion und des Standes! Damit soll keineswegs der Eigenwert preisgegeben werden, sondern nur die engstirnige Verkapselung und die un-reale Ausschließlichkeit.

Mit der Sinngebung ist aber auch das Bekenntnis zur Sinnhaftigkeit des Kosmos ausgedrückt. Das Ende der Menschheit kann kein sinnloser Untergang sein — oben weil das Leben des Einzelnen und der Geschichte einen Sinn hatte. Wie sieht jedoch dieses „Ende“ aus? Für den Gläubigen ist es das Jenseits und er nennt diesen Endpunkt Gott. Der andere jedoch könnte es Vollendung des Diesseits nennen. Vielleicht ist jedoch dieser Endpunkt zugleich der Berührungspunkt zweier Weltanschauungen, des Diesseits und des Jenseits. Vielleicht meint auch der Ungläubige unter Vollendung dasselbe, was der Gläubige Gott nennt!



San Manuel der Gute

Ein kleines, verlorenes Dorf in Spanien, in der Nähe ein tiefer See, von dem die Legende erzählt, er berge eine versunkene Stadt in seinem Abgrund und man könne noch in der Johannisnacht, um zwölf, das Geläute ihrer Glocken hören; ein kahler Berg daneben: Valverde de Lucerna. Ein paar arme Leute, Angelina, ein sehr junges Mädchen, das nach Abschluß der Klosterschule in der benachbarten Stadt in ihr Heimatdorf zurückkommt, ihr Bruder, der später mit einem ersparten, kleinen Vermögen aus der neuen Welt heimkehrt, den Rest seiner Familie in die Stadt zu bringen, um ihr ein „menschwürdigeres“ Dasein zu schenken und schließlich Don Manuel, der Pfarrer, der Heilige von Valverde, dem Dorf, von dem Angelina sagt, es sei „schon ganz Don Manuel geworden“.

Dieser Mann wird mit Recht als Heiliger verehrt, sein ganzes irdisches Dasein gilt der Pflege seiner Schäflein und nicht nur der geistlichen Pflege, er flickt zerbrochene Ehen, unterstützt Mittellose, ersetzt Kranke bei der Arbeit und hilft den Leuten „gut zu sterben“.

Angelina empfindet für ihn eine grenzenlose Bewunderung und eine tiefe Verehrung, sie vertraut sich ihm ganz an, beichtet häufig bei ihm und bemerkt nach einiger Zeit eine unerklärliche, tiefe Traurigkeit in seinem Herzen. Sie ahnt aber weiterhin nichts, bis ihr Bruder ins Dorf zurückkehrt: ein junger Bursche, gutherzig, nur oberflächlich aufgeklärt, ständig im Angriff gegen den mächtigen spanischen Klerus, jedoch mit Argumenten, die über das durchschnittlich Banale nicht hinausreichen. Man hört ihn an, ohne Verachtung, aber auch ohne Interesse oder Verständnis. Bis auch er von der großzügigen, ehrfurchterregenden Persönlichkeit des Don Manuel ergriffen wird. Von nun an entsteht eine enge Verbrüderung zwischen den dreien: Lazaro, der Bruder der Angelina, von der die Aufzeichnungen stammen, begleitet immer häufiger den Priester, teilt seine Arbeit und seine Bemühungen, zeigt keine Absicht mehr das Dorf zu verlassen, vor allem führt er lange Gespräche mit seinem neuen Freund. Auf dem Sterbebett seiner Mutter verspricht er noch, für sie zu beten. Die Gespräche mit Don Manuel finden fast immer auf ihren langen Spaziergängen statt.

Und bei einem solchen Spaziergang öffnet Don Manuel dem jungen Mann seine abgründige Seele, seine tiefe Traurigkeit, seine Not und Trostlosigkeit: er

glaubt nicht, hat wahrscheinlich nie geglaubt! Seine rastlose Tätigkeit diene, diesen erschreckenden Gedanken an das Nichts zu betäuben, den anderen ihre Illusionen an das Jenseits zu erhalten und zu beschützen; er war ununterbrochen tätig, meist beschäftigt, eine Beschäftigung für sich zu suchen, um nicht mit jenem schrecklichen Gedanken allein zu sein.

„Die Hauptsache bleibt, daß alle glücklich sind; die Freude am Leben muß das Allererste sein, niemand darf sterben wollen (und zum Volke) ehe Gott es will.“

Zu Angelina, die davon noch nichts weiß, sagt er „die Einsamkeit würde meine Seele töten. Ich darf nicht allein leben, ich darf nicht allein sterben... ich könnte den Versuchungen der Wüste nicht widerstehen“.

Wenn sie Zweifel bekommt, tröstet er sie und sagt, es seien böse Gedanken die der Teufel ihr einlege, und wenn Angelina ihn fragt, was er antworte, wenn der Teufel sie an ihn richte, sagt er: „Der Teufel? Wir kennen uns nicht, Kind, wir kennen uns nicht.“

„Gibt es eine Hölle, Don Manuel?“

„Für dich, Kind? Nein!“

„Aber für die anderen?“

„Was kümmert es dich, wenn du nicht hineinkommst?“

„Es kümmert mich wegen der anderen. Gibt es eine Hölle?“

„Glaube an den Himmel, den sehen wir! Schau ihn dir an.“ Und er zeigt ihr ihn oben über dem Berg und unten, wie er sich im See spiegelte. Don Manuel versucht nicht den Glauben Angelinas zu erschüttern, im Gegenteil, er tut alles, ihn zu erhalten, nur Lazaro erfährt von ihm direkt die Wahrheit: „Die Wahrheit ist vielleicht etwas Unerträgliches, etwas Tödliches; das einfache Volk könnte nicht mit ihr leben.“ Deshalb soll und darf es sie auch nie erfahren. Es soll leben, vor allem Freude am Leben verspüren „und das ermöglicht ihnen die Kirche, sie läßt sie leben; selig die Armen im Geiste“.

Bei einem Spaziergang am Seeufer entlang gesteht Don Manuel: „Das hier ist meine größte Versuchung; mein armer Vater gestand mir einst, er sei sein Leben lang von der Versuchung zum Selbstmord gepeinigt worden. Er erinnerte sich nicht, seit wann — von Geburt an, sagte er — und er habe ständig dagegen gekämpft. Und dieser Kampf sei sein Leben gewesen... mein Leben ist eine Art ständiger Selbstmord, ein Kampf gegen den Selbstmord, und

Du bist vor dem Irrsinn der Welt
ins öde Bergland geflohen.
Doch wenn das Irrsinn dir
auch ins Gebirge folgt,
wohin willst du dich dann noch wenden?
(Ochitoki No Mitsune)

das ist das gleiche... ich habe den armen Dörflern geholfen gut zu sterben, und ich habe von ihren Lippen den wahren Grund ihrer Todeskrankheit erfahren und an ihren Sterbelagern den schwarzen Abgrund des Lebensüberdrusses sehen können.“

„Protestieren wir nicht! Jeder Protest mordet die Zufriedenheit!“

Als Don Manuel im Sterben liegt, gibt er seinen Schützlingen, Lazaro und Angelina die letzten Empfehlungen: „Der Traum dieses Lebens geht zu Ende... wie Moses habe ich den Herrn, unseren erhabensten Traum, von Angesicht zu Angesicht kennengelernt... wer Gottes Antlitz erblickt, wer dem Traum in die Augen sieht, der stirbt unrettbar und auf immer. Darum soll unser Volk, solange es lebt, Gott nicht ins Angesicht sehen, und nach dem Tode ist nichts zu befürchten, da wir es nicht mehr sehen... und nun auf Nimmerwiederssehen, der Traum dieses Lebens geht zu Ende.“

Lazaro erkennt: es gibt zwei Arten schädlicher und gefährlicher Menschen: die einen sind überzeugt von dem Leben jenseits des Grabes, von der Auferstehung des Fleisches, und als wahre Inquisitoren quälen sie die übrigen, damit sie dieses Leben als vorübergehend verachten und damit das andere gewinnen. Und die anderen glauben nur an das Leben hier... aber da sie nur an diese eine Welt glauben, hoffen sie auch ich weiß nicht was für eine zukünftige Gesellschaft und bemühen sich, dem Volk den Trost zu versagen, an eine andere Welt zu glauben. Er sieht ein: alles muß getan werden, damit sie mit ihrer Illusion leben.“

Der unlösliche Kontrast zwischen Glauben und Wissen, der bei Unamuno in „das tragische Lebensgefühl“ die Unseligkeit unserer Existenz bedeutet, hat eindeutig auf eine Seite geschlagen: das Wissen, die tödliche Wahrheit hat gezeigt, was diese Welt im idealsten Fall hervorzubringen vermag: einen christlichen Mystiker des Diesseits.

Aufstand der Buchhalter

von Moses Endewelt

„Nur zwei Wege führen hinweg wovon einer mit Hindernissen gedacht ist, der andere ist unauffindbar. Seine Nähe jedoch ist spürbar und kann durchschaut, niemals aber geschaut werden. Wer ihn geht sind die Zukünftigen, jedoch in anderer Richtung.“

die Lampe ...
glänzt
ein Stoß, Stapel
jemand raucht Papier Papier beschrieben
das weiße Hemd, müde kratzen klappern
die Unterschrift ...

... sie gingen fort und kamen am anderen Tag wieder ohne zu wissen, daß es ein Morgen gab außer dem ihres Aufstandes. Man sprach davon in den Zeitungen und jeder wartete darauf, alle wußten es, daß sie kommen würden. Doch sie kannten den Aufschub, die Leere ließ sie das Leben neu erkennen, wie es andere nicht sahen, sie wußten, daß es ihre Aufgabe war eine Herrschaft der Ihren zu errichten, denn es war die einzige die das Ende kannte.

... als er abends die Augen unter die Lampe stellte hörte er im Halbschlaf die Hymne der Erlösung ...:

Enge weiße Gassen
füllen schwarz
die leeren Fenster
gährende Giebel
mit argwöhnisch
lehneaden Türen.

„... nie wird sich ein Fenster schließen oder brechen, sie sind verloren, verstummt, die Angst klemmt ihr Auge still, ruhe... ruhe... hauchen... Katzen wiegen sich von Holz zu Ziegel die toten Katzen... schweigen.“

Psalm

der Blitz verlor
die Weihe
nie
kehrten Engel
hierher nur
Rauch von
verkohitem Papier
beseelt, belebt
die grau
gebuchten Mauern
Zeit ist aus
Zeit war Trug
schuld am Trug
Zeit
ist aus

Requiem:

Sie waren gekommen und ihr Geist hatte das Leben verändert, wenn es nicht geschah wären sie ihrer Verzweiflung froh geworden. So waren sie alle ins Nichts geborgen ...

weiter ...
niemand geht
umher und
Leere lebt
von jetzt
weiter ...
einmal vielleicht
doch besser nicht
vielleicht gar
im Zweifel
kehrt sich
der Weg ...
die Zukünftigen
lärmten im Nichts.

Torichter
Glaubtest zu
Schweben
Und klammerst
Dich woran
Alle hängen

Wolfgang Kapfinger

Sonntag

Zwischen den Bäumen der Avenue des Gobelins
Führt mich eine Marmorstatue an der Hand
Heute ist Sonntag und die Kinos sind überfüllt
Die Vögel, zwischen den Ästen, schauen den Menschen zu
Und die Statue küßt mich aber niemand sieht uns
Nur ein blindes Kind das mit dem Finger auf uns zeigt.

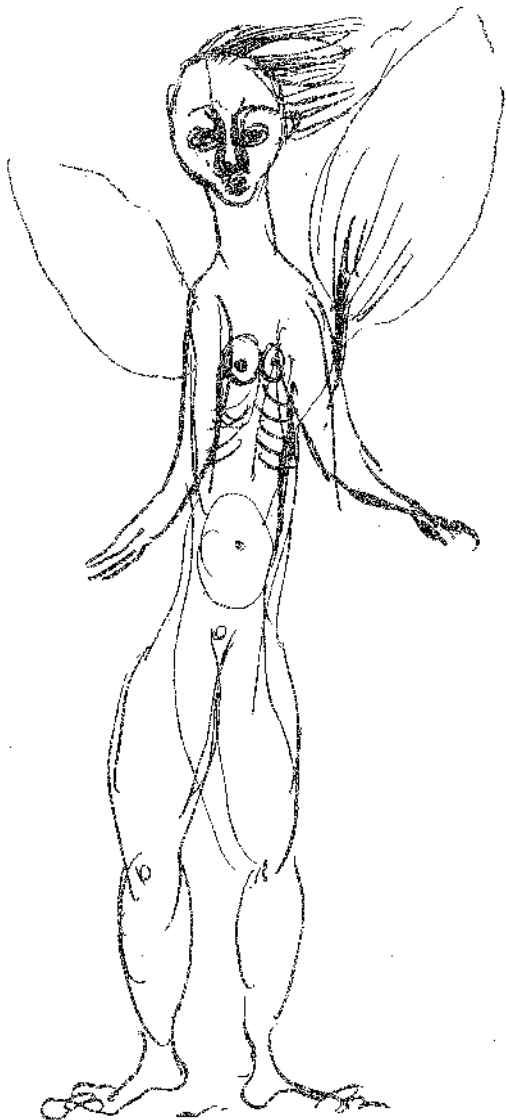
JACQUES PREVERT

Übersetzung aus dem Französischen von

Roman Frada

Bei der Blumenfrau

Ein Herr tritt in den Blumenladen
wählt ein paar Blumen
die Blumenfrau schlägt Blumen in Papier
der Herr greift in die Tasche
sucht das Geld
das Geld die Blumen zu bezahlen
da, im selben Augenblick
plötzlich
greift er ans Herz
und sinkt zu Boden
Und während er sinkt
rollen die Münzen zu Boden
und dann fallen die Blumen
zugleich mit dem Herrn
mit den Münzen
und die Blumenfrau steht da
mit den Münzen die rollen
den Blumen die verwelken
dem Herrn der dahinstirbt
oh, das alles ist so traurig, sicherlich
und sie muß irgendetwas tun
die Blumenfrau
doch sie weiß nicht was tun
sie weiß nicht
wo anfangen
es gibt so viel zu tun
mit diesem Herrn der dahinstirbt
den Blumen die verwelken
und diesen Münzen
diesen Münzen die herumrollen
die nie aufhören herumzurollen.



Die Orgelnacht

Kellerassel im Haar, Marienkäfer auf den Lippen, moosig feucht die Scham, die kühlen Knie eng beisammen, in die Ecke gekauert, den Kopf zwischen den Händen, doch die Augen voller Staunen, voller Wald, voller Fragen, im Erlenwald, im Buchenwald, im Hirnboergesträuch, im Weidengarten, bei den Sonnenblumen.

Ist der Morgen auch kühl, weht der Wind im Haar, liegt Tau auf den Wiesen. Mittags sonnen sich die Gräser, glitzert der Bach im Licht, träuft Wasser in Rinnsalen übers Gesicht, über den Nacken, über die Brüste. Des Abends leuchtet rot die Sonne, spielen Mücken am Bach, die Bäume horchen auf ein Lied.

Der alte Mann geht den Weg zur Kapelle, die er vor Anbruch der Dunkelheit erreichen will. Dann die Nacht stellt Fallen und baut schwarze Gitter und Verließe, um den Wanderer zu fangen, der Wind jagt farbige Strohbündel über die Niederung, Geschlirr staubt im Reisig tintenfischblauer Eisenreifen.

Erreicht er den Hügel, empfängt ihn die Kapelle, das ewige Licht, die silberne Orgel, die Nacht hält an vor der niederen Tür, schmiegt sich ans Efeu der Friedhofsmauer, streckt sich bleich über das Maisfeld und nistet in den Blättern hellgrüner Mistelzweige.

Der alte Mann aber spielt an der Orgel leisen Fistolton, Flattern und Gezisch heiserer hölzerner Klapperzungen, nimmt samte Flötenweise hinzu, spielt auf mit verklungener Harfe. Singt die Nacht dazu, heult der Wind? Der alte Mann füllt den Klang mit den tieferen Pfeifen hinter dem Altar, zieht weitere Register in raumgreifender Gebärde, da heben die Pfeifen zu klingen an unter dem Hügel, der Wald braust auf im Sturm, bis der Alte selbst zur Pfeife wird, zur krummen brummigen Pfeife der Orgelnacht.

Das Mädchen kauert in der Hütte, den Kopf zwischen den Händen, den Blick zur Tür gerichtet. Bis sie ein Windstoß öffnet, und herein fließt die Nacht, groß und schwarz, überstreicht Balken und Wände, fließt durch das Haar des Mädchens, erfaßt ihr Kleid; sie schließt die Augen und hält beide Hände vors Gesicht, die Nacht fließt durch ihre Finger, erfüllt ihr Gesicht, fließt in den Mund, erfüllt ihre Seele.

Da verstummen die Pfeifen im Wald, auch in der Kapelle wird es ruhig, und eine große Stille senkt sich vom Himmel herab auf die Erde.

Der Kartoffelkötter

Die Galeere trug ihn gut betüftet in einem Käfig. Er lehnte sich nicht auf, er wollte nicht frei sein. (Die Sklaven verstanden ihn kaum.) Mit seinen Blicken war er klein, dem weißen Fell, den weißen Flecken auf dem Fell, fast ohne Ausdruck war seine Schnauze. Er scharfte als störten ihn die Stäbe nie. Des Nachts entzündete er seine Augen, schaute dahin und dorthin ins Dunkel um allerorts Kartoffeln zu sehen, Kartoffeln für seine Jungen, die sich aus ihnen erschlossen. Seine Nahrung bestand aus Pfeifenrauch, der mit wenigen Schnecken vermischt war. Immer bestrebt, über seinen Kartoffeln zu brüten, vergaß er häufig Speise und Trank.

Jeden Tag ging der Kapitän in den Kieerraum um den Käfig zu öffnen. Er stieß einen Trichter in den Schlund des Kartoffelkötters und schüttete ihm Pfeifenrauch und Schnecken in den Magen. Den Hand konnte das nicht verdriessen, nur das Cocknarr der Käfigtür bereitete ihm Unbehagen.

Das Meer war bis dahin voller Friedlichkeit geblieben, war glatt gewiegt von Winden, die im Elsen lange innehielten, um sich alsbald leise zu bewegen, um von den Wellen wie von weit angefeuert zu werden, bis die Galeere ihren Kampf begann, bis sie den Käfig in wogender Schwankung bewegte. Da floß Salzwasser in den Kieerraum, kam mit Kartoffeln in Berührung, löste Kartoffeln auf. Der Kartoffelkötter entzündete seine Augen und sah sich über Salzwasser brüten.

Wie sich das Wasser verlaufen hatte, kam der Kapitän mit der gewohnten Speise, jedoch mit vielen Schnecken für diesen Tag. Doch am Trichter hielt er inne und verschloß die Öffnung.

Den Kartoffelkötter aber begruben sie wie einen Seemann: in einen Sarg gebettet warfen sie ihn ins Meer, ohne eine Fahne gefunden zu haben, die dem Ereignis entsprochen hätte.

(Übertragung aus dem Italienischen von Volker Oberegger)

Der Engel

Als ich klein war, breitete er seine Arme über mich. Abends betete ich zu ihm. Während ich einschlief, sah ich ihn aus der Ecke stehen, den Blick auf mich gerichtet.

Später stand er ferner, etwa auf einer Anhöhe, von wo er mich beobachten konnte, wenn ich spielte auf der Wiese. Oder er schwebte im Kreis um mich.

Er lachte nie, sein Ausdruck war traurig, erhaben, aber nie streng.

Die Putten mochten wohl auch herumtollen, kleine zappelige Dinger.

Er schritt mir voran, als ich unter leichtem Regen das steile Feld durchquerte. Es war mir kalt. Da spürte ich zum ersten Mal, daß ich alleine war.

Das blieb viele Zeit. Ich erinnerte mich oft an das Antlitz von tiefer Trauer.

In Stunden des Glücks fühle ich den Hauch, wenn er plötzlich hervortauchte aus dem Nichts und schon verschwand.

Als ich einmal durch die glänzenden Straßen ging, durchnäßt, stand er da und nahm mich bei der Hand. Wir gingen lange so. Als ich ihn ansah, lächelte er.

Wolfgang Kapfinger



Als Einwand.

Der Gedanke fasziniert. Anderswo kann es auch Wesen geben, die menschenähnlich sind. Man kann der Fantasie freien Lauf geben. Sie ahnt das Unendliche in manchen Augenblicken und kann darin alle Möglichkeiten erfassen.

Sicherlich kann man auch mit den Methoden der Naturwissenschaften in die Nähe mancher Möglichkeiten kommen. Gerade die Statistik leistet Hilfe dazu. Man muß dabei aber extrapolieren. Das hat zwar seine Gesetze, gibt aber keine Gewähr. Wer die Methoden kennt, mit denen die Technik arbeitet, weiß, daß sie von einer Idee ausgeht und die Probleme immer enger und enger umschließt; kaum über die Grundgedanken, die auch schon ziemlich konkret sein müssen, hinausgreifen kann. Wissenschaft zwingt zur Lösung kleiner und kleiner Aufgaben (klein im Gegensatz zur Weitläufigkeit der Fantasie), die immer komplizierter werden, weil sämtliche neuen Erkenntnisse berücksichtigt werden. Die Erkenntnisse haben

zwingenden Charakter. Die aktivierte Spezialisierung bestätigt das. Damit geht die umfassende Schau verloren.

Es schränkt die Vorstellung zuniel ein, glaubt man, vernunftbegabte Lebewesen im Raum müßten unter gleichen Bedingungen leben wie wir. Ihre Entwicklung kann auf genau so hoher und höherer Stufe stehen, ohne daß sie eine Ahnung

Der Mensch ist ein „egozentrisches“ Wesen, das immer bestrebt ist, sich selbst als Einzelperson oder als Gesamtheit im Mittelpunkt der Geschehens seiner Welt und sogar des Kosmos zu sehen. Es bedurfte zum Beispiel einer für die heutigen Menschen nicht mehr vorstellbaren Mühe und Beweiskraft, um das geozentrische System ad absurdum zu führen.

Es ist klar, daß sich die Schwierigkeiten eigentlich — vom heutigen Standpunkt betrachtet — aus einer theologischen Spitzfindigkeit heraus ergaben. Heute werden zum Teil viel sensationellere, beziehungsweise revolutionierendere wissenschaftliche Erkenntnisse angeboten, und trotzdem stoßen sie auf keinen nennenswerten Widerstand. Man kann hier wohl behaupten, daß die katholische Kirche, die gerade im oben erwähnten Falle eine ungeschöne Rolle gespielt hat, sich heute auf ihr uraltestes Gebiet zurückgezogen hat, nachdem sie schon viel früher mehr oder weniger freiwillig das Schlachtfeld der Politik verlassen hatte.

Um auf das eigentliche Thema zurückzukommen: es ist sicher, daß die in der Uberschrift enthaltene Frage für die meisten im ersten Moment eine gewisse Schockwirkung hat. Aber lassen wir die wissenschaftlichen Fakten sprechen.

Die im folgenden vorgetragenen Überlegungen besitzen zum Teil „nur“ statistischen Aussagewert, aber man darf andererseits nicht außerachtlassen, daß — extrem formuliert — auch das Schwerkraftgesetz nur eine statistische, allerdings sehr große Wahrscheinlichkeit besitzt.

Man kann also fußend auf die Theorie von Darwin ganz allgemein überlegen, daß der Mensch als „technisch zivilisiertes“ Wesen, drastisch ausgedrückt, eigentlich ein „notwendiges“ Produkt aus Materie und Lebensbedingungen, die auf der Erde eben vorliegen, darstellt. Aus dieser Ansicht heraus muß man sich weiter fragen, wo überall könnten ähnliche „lebensbejahende“ Verhältnisse für genügend lange Zeit bestehen oder bestanden haben. Nun ist es statistisch gesehen unwahrscheinlich, daß in diesem ungeheuren Sternhaufen, der im Kosmos vorliegt, nur die Erde eine Ausnahme bilden sollte. Unsere astronomischen Kenntnisse reichen aber schon aus, um auch darüber Näheres sagen zu können. Auf jeden Fall liegt im Sonnensystem kein anderer Planet, der Lebewesen von etwa unserem oder noch höherem technischen Standard aufweisen kann, sonst hätten wir längst schon Radioverbindung aufnehmen können.

Was sind nun notwendige Bedingungen, die allgemein auf einem Stern ein Leben überhaupt ermöglichen? Sicher muß die Temperatur über längere Zeiträume hinweg fast konstant im Bereich um 20 Grad Celsius bleiben; solche Temperaturen können nur auf Planeten realisiert werden, die sich in einer gewissen Entfernung um konstant strahlende Fixsterne bewegen, welche ihrerseits genügend alt sein müssen, um eine Lebensentwicklung zu ermöglichen. Nach vorsichtigen Schätzungen dürften für ungefähr 5% der Sterne diese „Lebensbedingungen“ vorliegen.

Also ist die Wahrscheinlichkeit, daß Leben entstanden ist und sich weiter entwickelt, relativ hoch. Andererseits muß man sich fragen, wie groß ist die Wahrscheinlichkeit, daß der Mensch auf ein anderes, ihm in der Technik zumindestens nicht nachstehendes Lebewesen stößt?

Zu diesem Zwecke muß man sich überlegen, daß erstens das Lebensalter der Sterne begrenzt ist und zweitens der technische „Zustand“ für ein Lebewesen aus

haben von der Technik in unserem Sinne. Natur kann in unendlich ferren Räumen anders sein als auf der Erde.

Bemühungen um Kontaktaufnahme mit fremden Welten müssen nicht verworfen werden. Sie liegen im Bereich der Möglichkeiten. Nur darf man sich keinen Illusionen hingeben, was den Erfolg betrifft.

Wolfgang Kapfinger

naheliegender Gründen wohl eine relativ kurze Periode darstellt.

Zieht man alle diese Gegebenheiten in Betracht, so kommt man zu dem Resultat, daß die mittlere Entfernung zwischen zwei Zivilisationen ungefähr 1000 Lichtjahre beträgt.

Das ist für indische Begriffe eine unvorstellbare Entfernung (die Sonne ist weniger als 9 Lichtminuten entfernt), aber astronomisch unbedeutend klein.

Angenommen, in dieser Entfernung behände sich tatsächlich eine technisierte Welt und wir würden mit ihr in Verbindung treten, dann müßten wir 2000 Jahre auf Antwort warten, denn so lange bräuhete ein Signal hin und zurück. Es ist also völlig illusorisch, mit so einer Zivilisation Kontakt aufzunehmen zu wollen. Der Mensch kann aber einmal Signale senden und zum zweiten versuchen, andere schon lange ausgestrahle von vielleicht schon längst erloschenen Zivilisationen aufzufangen.

Nun erhebt sich natürlich die Frage über die Natur der interstellaren Signale; einmal über den Inhalt und dann über die Frequenz. Man muß auch von der Voraussetzung ausgehen, daß intelligenterer Wesen Kontakt suchen — oder gesucht haben — und daß sie zu diesem Zwecke die billigste und einfachste Methode anwenden.

Andererseits werden sie vielleicht schon Erfahrung mit „Neulingen“ haben, d. h. die Codierung entsprechend wählen und auf einer Frequenz strahlen, die naturwissenschaftlich nahe liegt, z. B. auf der Linie des interstellaren Wasserstoffgases.

Über den Inhalt solcher Sendungen bestehen doch feste Vorstellungen. Sicher wird ein Partur mathematisch-logische Begriffe zuerst senden und dann mit ihrer Hilfe versuchen, seine Welt zu erklären.

Eigentlich bestehen dabei zwei Hauptschwierigkeiten: einmal ist es sehr schwer, eine Unterhaltung allein zu führen, ohne auf eine Antwort hoffen zu können; dann ist es aber sehr „ermüdend“ etwa 1000 Jahre Signale ins All zu senden, ohne seinerseits andere Signale zu erhalten. Da aber eine Zivilisation mit Signalen anfangen müßte und es für eine hoch entwickelte Gesellschaft keine Belastung sein kann, ständig irgend ein Programm ins All zu senden, besteht doch die Hoffnung, daß wir früher oder später auf solche Signale stoßen. Dann ist es auch unsere Verpflichtung, für eventuelle spätere Zivilisationen Signale abzuschicken.

Man darf nun aber nicht vergessen, daß wir erst in das Zeitalter einer möglichen interstellaren Verständigung eingetreten sind und sicher auf diesem Gebiet noch viel lernen müssen. Vielleicht verfügen wir auch noch nicht über die von unseren Gesprächspartnern geforderte Intelligenznorm, um mit ihnen Verbindung aufnehmen zu können.

Daß auf anderen Sternen Lebewesen bestehen, ist also sehr wahrscheinlich, aber daß wir jetzt mit ihnen Verbindung aufnehmen könnten, d. h. sie beäugeln könnten, ist nicht sicher. Trotzdem wurden diesbezüglich schon Versuche unternommen z. B. in Amerika unter dem Projektnamen „OZMA“; leider bis heute ohne Erfolg.

Zum Schluß noch ein paar Hinweise zu dem Beitrag. Er entstand auf Grund einer Fernsendung des kürzlich verunglückten Dr. Kühn und des Heftes „Sterne und Weltraum“ vom April 1962. Diese erwähnte Zeitschrift, erschienen im Verlag Bibliographisches Institut Mannheim, kann jedem Freund der Astronomie empfohlen werden.

Walter Oberhofer, Bonn

Lebewesen auf fremden Planeten?

Albert Einstein war eine der großartigsten, aber auch am meisten umstrittenen Erscheinungen unseres Jahrhunderts. Es gibt kaum ein Gebiet der Wissenschaft und Forschung, wo seine Theorien, wenn nicht bahnbrechend, so doch wenigstens grundlegend geworden sind. Einstein aber war nicht nur Wissenschaftler, Einstein war auch im hohen Maße Denker und Philosoph. Man spricht vom Einsteinschen Weltbild und versteht darunter die metaphysischen und ethischen Anschauungen des großen Denkers. Viel wurde über das Verhältnis Einsteins zu den einzelnen Konfessionen geschrieben, wobei man sich oft zu den absurdesten Spekulationen verließ. Dabei die Frage: War Einstein religiös? Und wie ist die Einsteinsche Religiosität zu verstehen? Folgende Zitate aus Schriften und Abhandlungen Einsteins mögen diese Frage beantworten.

Die Religiosität der Forschung

... Sie werden schwerlich einen tieferschürfenden wissenschaftlichen Geist finden, dem nicht eine eigentümliche Religiosität eigen ist. Diese Religiosität unterscheidet sich aber von derjenigen des nativen Menschen. Letzterem ist Gott ein Wesen, von dessen Sorgfalt man hofft, dessen Strafe man fürchtet — ein sublimiertes Gefühl von der Art der Beziehung des Kindes zum Vater —, ein Wesen, zu dem man gewissermaßen in einer persönlichen Bezie-

storbene bewahrt. Dies ist der soziale oder moralische Gottesbegriff.

... All diesen Typen gemeinsam ist der anthropomorphe Charakter der Gottesidee. Dieser Charakter wird nur in einer dritten Stufe religiösen Erlebens überwunden: Ich will sie als kosmische Religiosität bezeichnen. Die religiösen Genies aller Zeiten waren durch diese kosmische Religiosität ausgezeichnet, die keine Dogmen und keinen Gott kennt, der nach dem Bild des Menschen gedacht wäre. Es kann daher auch keine Kirche geben, deren hauptsächlichster Lehrinhalt sich auf die kosmische Religiosität gründet...

... Wer von der kausalen Gesetzmäßigkeit allen Geschehens durchdrungen ist, für den ist die Idee eines Wesens, welches in den Gang des Weltgeschehens eingreift, ganz unmöglich. Ein Gott, der belohnt und bestraft, ist für ihn schon darum undenkbar, weil der Mensch nach äußerer und innerer gesetzlicher Notwendigkeit handelt, vom Standpunkt Gottes aus also nicht verantwortlich wäre, sowenig wie ein lebloser Gegenstand für die von ihm ausgeführten Bewegungen. Man hat deshalb schon der Wissenschaft vorgeworfen, daß sie die Moral untergrabe, jedoch gewiß mit Unrecht. Das ethische Verhalten des Menschen ist wirksam auf Mitgefühl, Erziehung und soziale Bindung zu gründen und bedarf keiner religiösen Grundlage. Es würde traurig um die Menschen, wenn sie

Albert Einstein und seine Religiosität

hung steht, so respektvoll diese auch sein mag.

Der Forscher aber ist von der Kausalität allen Geschehens durchdrungen. Die Zukunft ist ihm nicht minder notwendig und bestimmt wie die Vergangenheit. Das Moralische ist ihm keine göttliche, sondern eine rein menschliche Angelegenheit. Seine Religiosität liegt im verzückten Staunen über die Harmonie der Naturgesetzlichkeit, in der sich eine so überlegene Vernunft offenbart, daß alles Sinnvolle menschlichen Denkens und Anordnens dagegen ein gänzlich nichtiger Abglanz ist. Dies Gefühl ist das Leitmotiv seines Lebens und Strebens, insoweit dieses sich über die Knechtschaft selbstischen Wünschens erheben kann...

Religion und Wissenschaft

... so schon wir bald, daß an der Wiege des religiösen Denkens und Erlebens die verschiedensten Gefühle stehen. Beim Primitiven ist es in erster Linie die Furcht, die religiöse Vorstellung hervorruft. Furcht vor Hunger, wilden Tieren, Krankheit, Tod. Da auf dieser Stufe des Daseins die Einsicht in die kausalen Zusammenhänge gering zu sein pflegt, spiegelt uns der menschliche Geist selbst mehr oder minder analoge Wesen vor, von deren Willen und Wirken die gefürchteten Erlebnisse abhängen. Man denkt nun, die Gesinnung jener Wesen sich günstig zu stimmen, indem man Handlungen begeht und Opfer bringt, welche jene Wesen besänftigen bzw. dem Menschen geneigt machen. Ich spreche in diesem Sinne von Furcht-Religionen. Diese wird nicht erzeugt, aber doch wesentlich stabilisiert durch die Bildung einer besonderen Priesterkaste, welche sich als Mittlerin zwischen den gefürchteten Wesen und dem Volke aus gibt und hierauf eine Vormachtstellung gründet...

Eine zweite Quelle religiösen Gestaltens sind die sozialen Gefühle. Vater und Mutter, Führer größerer menschlicher Gemeinschaften sind sterblich und fehlbar. Die Sehnsucht nach Führung, Liebe und Stütze gibt den Anstoß zur Bildung des sozialen bzw. moralischen Gottesbegriffes. Es ist der Gott der Vorsehung, der beschützt, bestimmt, belohnt und bestraft. Es ist der Gott, der je nach dem Horizont des Menschen das Leben des Stammes, der Menschheit, ja das Leben überhaupt liebt und fördert, der Tröster in Unglück und ungestillter Sehnsucht, der die Seelen der Ver-

durch Furcht vor Strafe und Hoffnung auf Belohnung nach dem Tode gebändigt werden müßten...

Ueber wissenschaftliche Wahrheit

... Unter religiöser Wahrheit kann ich mir etwas Klares überhaupt nicht denken. Wissenschaftliche Forschung kann durch Förderung des kausalen Denkens und Uberschauens den Aberglauben vermindern. Es ist gewiß, daß eine mit religiösem Gefühl verwandte Ueberzeugung von der Vernunft bzw. Begreiflichkeit der Welt aller feineren wissenschaftlichen Arbeit zugrunde liegt. Jene mit tiefem Gefühl verbundene Ueberzeugung von einer überlegenen Vernunft, die sich in der erfahreneren Welt offenbart, bildet meinen Gottesbegriff; man kann ihn also in der üblichen Ausdrucksweise als „pantheistisch“ (Spinoza) bezeichnen. Konfessionelle Traditionen kann ich nur historisch und psychologisch betrachten; ich habe zu ihnen keine andere Beziehung...

Jüdische Probleme

... Judentum ist kein Glaube. Der jüdische Gott ist nur eine Verneinung des Aberglaubens, ein Phantasieersatz für dessen Besottigung. Es ist auch ein Versuch, das Moralgesetz auf Furcht zu gründen, ein bedauernswerter Versuch!...

Wie ich die Welt sehe

... Das Wissen um die Existenz des für uns Undurchdringlichen, der Manifestation tiefster Vernunft und leuchtendster Schönheit, die unserer Vernunft nur in ihren primitivsten Formen zugänglich ist, dies Wissen und Fühlen macht wahre Religiosität aus; in diesem Sinn und nur in diesem gehört ich zu den tief religiösen Menschen. Einen Gott, der die Objekte seines Schaffens belohnt und bestraft, der überhaupt einen Willen hat nach Art desjenigen, den wir an uns selbst erleben, kann ich mir nicht einbilden. Auch ein Individuum, das seinen Tod überdauert, mag und kann ich mir nicht denken; mögen schwache Seelen aus Angst oder lächerlichem Egoismus solche Gedanken nähren. Mir genügt das Mysterium der Ewigkeit des Lebens und das ergebene Streben nach dem Begreifen eines noch so winzigen Teiles der in der Natur sich manifestierenden Vernunft.

(Ausgewählt und zusammengestellt von Roland Bernabé)

BERTOLT BRECHT DAS LEBENDES GALILEI

Regie: Giorgio Strehler
Hauptdarsteller: Tino Buazzelli

In fünf Stunden wird man mit dem Theatersessel vertraut, er wird einem zum Sofa und zur Sprungfeder. Nicht nur in der Dauer des Schauspiels, auch in der strengen Geschlossenheit, in der epischen Nüchternheit des Dramas und der Aufführung schien es eine Rücksicht in die Antike.

Ein einziger Grundgedanke durchzieht das Drama: die Wissenschaft ist eine universelle Wahrheit nur in Verbindung mit dem wirtschaftlichen und sozialen Fortschritt der Menschheit. Ohne diesen ist sie sinnlos — unnütz und die Durchführung ihrer Erkenntnisse unmöglich. Auf ideologischer Ebene also löst Brecht die Probleme der Beziehung zwischen Politik und Wissenschaft, Wissenschaft und Moral.

Ob wir diese Theorie anerkennen oder nicht: jedem Wissenschaftler und Forscher stellt sich einmal in seinem Leben diese Frage. Im „Galilei“ wollte Brecht eine Antwort geben, sie in ihrem fundamentalen Auftreten verfolgen.

Galilei, der Begründer der modernen Naturwissenschaft, ist das Symbol des Menschen, welcher der Träger einer neuen Wahrheit ist und sie gegen die alte durchzusetzen vermag; der in dem gewaltigen und allgemeinen Fortschritt des Wissens die menschliche Persönlichkeit ist, an der sich dieser niederschlägt und realisiert; der Kampf mit den „Autoritäten“ versagt, eben weil er die Wissenschaft nicht in den Dienst der Menschheit stellt.

Es ist klar, daß für Brecht der „widerrufende“ Galilei (und nicht der Wissenschaftler Galilei) erst ganz zum Symbol dieser Persönlichkeit wird, die an den Wendepunkt des Fortschritts steht und in seinem Versagen zum Verkünder der Idee, die das Drama durchzieht. Das gilt besonders für die zweite Fassung des Dramas, die nach 1945 entstand, als die Explosion der Atombombe über Hiroshima Brecht vor neue Probleme und Fragen stellte.

Der Kampf der neuen Idee gegen die alte:

In Padua ist es die Herrschaft des Geldes, gegen die Galilei kämpft. Da er sich nicht in ihren Dienst stellen will, zieht er nach Florenz, wo die Professoren besser bezahlt werden. Hier ist sein großer Gegner das akademische Wissen, das sich hinter einem Stapel Bücher verschanzte und sich buchstäblich weigert, in das magische Fernrohr zu blicken, das Dinge zeigt, die nach mathematischen Berechnungen nicht existieren können. Dann Rom: der Kampf gegen die Politik. (Brecht selbst erklärte: daß er in der Darstellung der Kirche diese nur in ihrer weltlichen Macht treffen wollte.)

Die neue Idee erweist sich als gefährlich für das bestehende soziale und politische Gleichgewicht:

- der Mensch wird aus seiner jahrhundertalten Stellung gerissen,
- die Autorität der Herrschenden wird zerstört,
- das Volk aus seinem langen Schlaf geweckt...

Galilei schließt seinen ersten Kompromiß mit der Autorität: er geht zurück nach Florenz und versucht sich nur mit „ungefährlichen“ Problemen zu beschäftigen. Er

führt hier einen neuen Kampf, diesmal einen innerlichen. Gegen die Macht der Gefühle seiner Tochter gegenüber, deren Glück von seinem Zurücktreten und Verzicht abhängt, und gegen sich selber: den Gemäß und die Bequemlichkeit „warmer Pantoffeln“.

Aber die Idee drängt mächtig in ihm fort. Und bricht hervor: als ein neuer ihm wohlgesinnter Papst den Stuhl Petri bestiegt, tritt Galilei mit seiner Erkenntnis wieder in die Öffentlichkeit („ich muß wissen“).

Seine Lehre wird berühmt. Fahrende Sänger und Karnevalszüge verkünden die neue Wahrheit: die Erde ist nicht mehr der Mittelpunkt des Universums, also sind auch die „Herren“ nicht mehr Mittelpunkt der Gesellschaft. Brechts ideologische Theorie von der Wechselbeziehung zwischen wissenschaftlichem und sozialem Fortschritt.

Das Drama wendet sich seinem Höhepunkt zu: die Inquisition zwingt Galilei zum Widerruf seiner Lehre. Und Galilei widerruft. Aus Angst vor den Folterinstrumenten der Inquisition. Nicht wie sein Schüler meint: um im Verborgenen ungestört weiterarbeiten zu können, um der Menschheit sich selbst und seinen Geist zu retten. (Das Motiv des Nicht-Helden, das schon in Brechts frühen Stücken auftritt: „Trommeln in der Nacht“, Schweijk.) — Bewacht und von der Kirche in der Verbannung gehalten schreibt er sein wichtigstes Werk: Grundlagen der neuen Wissenschaft. Die wichtigste Erkenntnis ist aber die: unter einem großen Irrtum war sein Leben befangen. An seinen Schüler, an die Welt geht seine Mahnung: nicht Wissenschaft um der Wissenschaft willen; wird sie auch einst alles Erforschbare erforscht haben, ist sie dennoch ein leeres Gedankengebäude und keine Wissenschaft, solange noch ein Mensch hungert und in der Sklaverei lebt.

Inszenierung und Interpretation:

Das Bühnenbild von Luciano Damiani war hervorragend — vorlieh dem Charakter einer logischen, gedanklichen Beweisführung des Dramas durch seine Nüchternheit Ausdruck — kahle, weiße Wände unter einem roh gezimmerten Dachstuhl.

Tino Buazzelli hat Großartiges geleistet; wenn er auch manchmal aus dem Rahmen des Symbolhaften heraustrat und zu sehr ins Alltäglich-Menschliche abglitt. Am Ende des Dramas z. B. die allzu große Betonung des Menschhaften — in einer Figur, die schmatzend ihr Mahl verzehrt, paßte weder zu der Konzeption des Dramas, noch zu der historischen Persönlichkeit des Galilei.

Im ganzen gesehen aber war die Inszenierung des Dramas beeindruckend. Strehler hat in ihr nicht nur Brecht als Verfasser des Galilei, sondern Brecht als Dramaturg und Regisseur verwirklicht. In einigen Szenen hat er die Höhepunkte dramatischer Poesie erreicht: in der Bekleidung des Papstes, in dem Geschwätz der Mönche im Vorzimmer des Papstes, im Fastnachtszug. Nicht nur ein Gedanke, eine philosophische Überzeugung, sondern eine ganze Epoche und zugleich eine ganze menschliche Wirklichkeit wurde heraufbeschworen.

Birgit Rauen

OFFENE ERWIDERUNG AN WOLFGANG KAPFINGER

Zu Ihrem Beitrag im „Fahrenden Skolast“ Nr. 4 (3. J. unter der Überschrift „Gedanken zu einer in Südtirol verfallenen Zeitung“ folgendes:

Ihre Gedanken sind sehr interessant. Sie haben freimütig ein Thema aufgegriffen, das uns alle angeht, nichtsdestoweniger aber wenig berührt wird. Darf ich aber offen gestehen, daß ich mit vielen Ihrer Ideen nicht einverstanden bin.

Freilich gibt es bei uns viele Leute, deren Lokalpatriotismus etwas zu weit geht; die, wie Sie sagen, glauben, die Tiroler hätten ein Monopol auf Schönheit; aber Ihre Stellungnahme zu dieser Einstellung ist meiner Ansicht nach verfehlt.

Erstens gehören die typischen Vertreter dieser Ansichten bestimmt zu denjenigen Leuten, die es immer und überall gibt und zweitens ist diese Haltung, soweit man sie bei anderen, ernstzunehmenden Personen antrifft, wenn auch oft verfehlt in der Form, so doch nur eine echte Reaktion, die berechtigt ist und keineswegs mit einem Wort wie „Reservamentalität“ abgetan werden kann. Ich würde sie eher als eine gesunde Defensivmentalität bezeichnen.

Meiner Erfahrung nach ist der Tiroler, d. h. hier der Südtiroler, von Natur aus aufgeschlossen und welttoffen, aber durchaus nicht in einem avantgardistischen, modischen Sinn. Ich wage es sogar zu behaupten, daß ein ausgesprochener Bewegungs- und Wandertrieb in ihm steckt, der ihn über viele Länder treiben kann; wie wir aus berühmten Beispielen wissen.

Wenn er aber trotzdem das Fremde, Neue in ganz eigentümlicher Weise verarbeitet, wenn er für seine Erlebnisse einen eigenen Filter hat, so liegt das seinem Wesen zugrunde. Diese unsere Eigenheit nicht positiv zu bewerten, hieße uniformistisch und snobistisch denken.

Von hier aus gesehen (von unserer Anlage) ist unser „neugieriger“ Blick in die Welt bestimmt gesichert. Weiters ist gerade in unserer heutigen Zeit dieser „Blick“ jedem möglich: die Zeitung, das Radio und Fernsehen ist ihm zur Hand, er kann frei herumreisen, eine Masse an Geschriebenem jeder Gattung steht ihm zur Verfügung, usw. Welcher findige Kopf fände nicht das Seine? Was steht demjenigen im Wege, der sich informieren will, der auch Augen hat für das Schöne in anderen Gegenden?

Andererseits sehe ich nicht ein, warum man nicht unsere Volkskultur als echt und vollwertig auch in die heutige Zeit stellen und sie auch als zeitgemäß empfinden kann! Ist es vielleicht deshalb, weil sie nach Tradition riecht und dies verpönt ist? Ich würde mir kein passenderes und gemäßeres kulturelles Leben für unsere Bauern, unsere Dörfer!

Ich komme nun zum zweiten wichtigen Punkt. Ich zitiere wiederum Ihren Ausdruck „Reservamentalität“ und besonders Ihre Formulierung: „Wir müssen aufhören, nur auf Abwehr fremden Einflüssen gegenüber eingestellt zu sein.“

Da wir den Einflüssen vom Norden her selbstverständlich (soweit äußerlich möglich) offenstehen, kann mit Ihren Worten nur unser Verhältnis zum Süden gemeint sein. Hier sehe ich, daß Sie zumindest einer großen Täuschung unterliegen, um nicht zu sagen, daß diese Gedanken eine Gefahr in sich bergen.

Wollen Sie, daß sich die Tore öffnen, daß unsere Arme sich weit ausbreiten? Soll unsere letzte Bastion, die der personellen Andersgärtigkeit, die unserer Reserve und Bewahrung vor einer anderen Lebensart, einem anderen Empfinden geschliffen werden? Sie würden sich wundern, was von

uns im Schwalle südlicher Herzen und offriger Bereitschaft eines 50-Millionen-Volkes übrig bliebe. Welche andere Möglichkeit haben wir angesichts dieser Umstände, nämlich bei einer Relation von 1 zu 250, als gewisse Mauern um uns zu errichten (obgleich es schmerzt) und wachsame Posten aufzustellen? sofern auch uns, der jungen Generation, daran gelegen ist, deutschsprachige Tiroler zu bleiben!

Verzeihen Sie, wenn ich so langatmig bin; Sie haben in Ihrem Beitrag derart Vieles angerührt, daß ich keine andere Wahl habe, als mich weiter auszulassen.

Sie schreiben abschließend, daß die Zeitung, die Sie sich vorstellen, keinen Halt zu machen braucht vor der Verschiedenheit der Sprache, denn sie könnte damit eine zweite Aufgabe erfüllen: zwei Kulturen näher bringen!

Ich will nicht annehmen, daß Sie damit einer Verbrüderung der zwei Kulturen auf Südtiroler Boden das Wort reden, denn es hieße im Endeffekt Assimilation, sondern, daß Sie an eine Annäherung im Sinne eines gegenseitigen Verständnisses des deutschen und italienischen Kulturkreises denken. Nun, ich sehe keinen besseren und größeren Beitrag von unserer Seite aus, als wenn wir energisch weiter auf unser Eigenes beharren. Das ist bestimmt kein Widerspruch!

Meiner Meinung nach kann der Weg zu so einem Verständnis nie über falsche Kompromisse und Entgegenkommen durch Aufgabe der eigenen Position führen. Die kulturellen Vorgänge wären solcherweise nur demagogische Kulissen, die Verfeinerung alter Methoden.

Der Weg führt nur über die Reifung beider Positionen -- und man reift am Widerstand: wir durch Beharrlichkeit, zugleich aber durch eine Flexibilität unserer Einsätze, -- sie an dem ständigen Anlaß, sich zu reiben, sich in ihren Interessen gestört zu fühlen, sich zu besinnen. An uns können sie lernen, daß man fremdes Volksgut, die Manifestation fremder Kultur respektieren muß, daß der Wille einer Volksgruppe zu ethnischer Eigenexistenz vor einer zentralistischen Idee steht; alle diese Erkenntnisse und ihre praktische Anwendung bleiben ihnen auf ihrem Weg zu Europa nicht erspart.

Was uns betrifft, erfüllen wir darin unsere wahre Aufgabe als Europäer.

Ich spreche hier nicht von Politik, sondern immer noch von der Kultur. Als letzten Punkt Ihres Beitrages komme ich zu Ihrem eigentlichen Anliegen, nämlich der Gründung einer kulturellen Monatszeitung.

Sehen Sie, hier ist der wunder Punkt. Sie glauben, unsere Kultur dürfe sich nicht in Volkstänzen, Volksliedern, Musikkapellen, Volks... erschöpfen, wir müßten Neues, Modernes leisten. Nun, ich bin ganz Ihrer Meinung, ich fordere Sie auf, leisten Sie etwas, wenn Sie können, nichts hindert Sie, meine Anerkennung und Dankbarkeit als Landsmann wäre Ihnen gewiß. Das gilt sicher auch für die anderen Südtiroler.

Ob Sie das in Form einer neuen kulturellen Monatszeitschrift tun können, ist zum Mindesten fraglich. Erstens kann ich mir eine Zeitung, die frei sein soll von jeder Weltanschauung, von jeder Bindung gar nicht vorstellen, da sie nämlich ist Weltlers bezweifle ich die Möglichkeit einer finanziellen Realisierung. Wer würde Monat für Monat, Jahr für Jahr, rein lokal gesehen, die entsprechenden Beiträge leisten, die ja auch irgendwie honorisiert werden müßten und vor allem, wer würde sie lesen? Es steht ja nicht dafür, daß die Zeitung nur eine Lücke im Bedürfnis einer Hundvoll Akademiker schließt; sie müßte doch möglichst viel Breitenwirkung haben. Wer kauft sich bei uns eine solche Zeitung?

Der Boden ist für eine Schrift, wie Sie wollen, einfach zu klein. Betrachten Sie etwa die Situation kultureller Zeitschriften in Oesterreich und Deutschland.

Warum könnten Sie für Ihre Arbeiten nicht ein bereits vorhandenes Medium benutzen, was den Vorteil einer von vornherein garantierten Verbreitung in sich schließt? Ich kenne zwar nicht die Einstellung der Redaktionen etwa eines „Sclern“ oder des „Paisna“ oder unserer Tages- und Wochenblätter, aber sicher fände sich da und dort ein Zugang. Stellen Sie sich den Vorteil vor: diese bereits eingeführten Zeitschriften, durch Beiträge einer jungen Avantgarde bereichert!

Ich bin am Ende. Ich lehne das Neue nur um des Neuen willen ab. Man rede hier vorerst mehr von Versuchen, Experimenten als von wirklicher Kultur. Auch bin ich sicher, daß unser Volk in wesentlichen Dingen den Anschluß nicht verpaßt hat. Denn wo Interesse ist, ist auch ein Weg; Bornierte und Spießbürger gibt es überall. Im Ganzen gesehen kann ich Ihrer Stellungnahme nur den Charakter einer etwas vagen Sehnsucht nach etwas Neuem geben. Ich möchte betonen, daß ich den Grundimpuls Ihrer Gedanken als durchaus positiv empfinde und unter der Bedingung, daß man dem Neuen ebenso kritisch gegenüber stehen müsse als dem Alten kann ich mich ruhig selbst dazu bekennen.

Siegfried Stuffer

PROMOTIONEN

- Amort Helmut, Doktor der gesamten Heilkunde,
Universität Wien.
Berger Karl, Dipl.-Kaufm.,
Universität Wien.
Bliehm Max, Doktor der Philosophie,
Universität Innsbruck.
Egger Fritz, Doktor der Rechte,
Universität Padua.
Eller Florian, Hochw., Doktor der Philosophie,
Gregoriana Rom.
Gadner Maria, Doktor der gesamten Heilkunde,
Universität Innsbruck.
Gasper Johann, Dipl.-Ing. (Agrarwissenschaft),
Hochschule für Bodenkultur, Wien.
Göstner Paul, Doktor der gesamten Heilkunde,
Universität Wien.
Hinterlechner Agnes, Doktor der Phil.,
Universität Innsbruck.
Köllensperger Dieter, Dipl.-Ing. (Elektrotechnik),
Technische Hochschule München.
Mair Karl, Doktor der Rechte,
Universität Innsbruck.
Mayr Johann, Hochw., Doktor der Theologie,
Universität München.
Schwienbacher Helmut, Dipl.-Ing. (Chemie),
Technische Hochschule Graz.
Seyr Edith, Doktor der Naturwissenschaften,
Universität Florenz.
Stoll Eduard, Doktor der Rechte,
Universität Innsbruck.
Tratler Ida, Doktor der Rechte,
Universität Innsbruck.

Mitteilung des Referenten für Studententitel-Anerkennung in Rom, Martin Gorse, via G. Candelo 8.

An alle Altakademiker der Südtiroler Hochschülerschaft: Alle Neo-Doktoren, die ein Diplom besitzen, für welches in Italien das Staatsexamen auf Grund des Ministerialdekretes vom 8. Dezember 1956 verlangt wird, haben innerhalb des Jahres 1964 die Möglichkeit, die sogenannte „abilitazione provvisoria“ zu erlangen, wenn sie an jene italienische Universität, die für diese abilitazione provvisoria vorgeschriebenen Taxen innerhalb 1964 einzahlen, an welcher Sie ihren Titel anerkannt erhielten.

Nach Ablauf dieses Jahres laufen alle Interessenten Gefahr, den Termin für die endgültige Rehabilitierung zu versäumen.

Das Außenministerium, Generaldirektion für kulturelle Beziehungen mit dem Ausland, hat Studienstipendien, die von anderen Staaten und von internationalen Organisationen für das akademische Schuljahr 1964/65 ausgeschrieben wurden, veröffentlicht.

Interessenten können in die Wertbestimmungen, die im Landesansetoff, Abteilung UL: Öffentlicher Unterricht und Kultur, aufliegen, Einsicht nehmen.

Das Professorenkollegium der Medizinischen Fakultät der Universität Wien hat beschlossen, die Südtiroler auch bezüglich des praktisch-klinischen Semesters gleichzustellen, das heißt, daß die Südtiroler Medizinstudierenden so wie die inländischen Medizinstudierenden vor ihrer Promotion zum Doktor der gesamten Heilkunde kein **praktisches klinisches Semester** abzulegen haben, weil sie ja auch in Italien dazu verhalten sind, sich nach der Promotion einer Spitalsausbildung zu unterziehen, bevor sie das „bis praticando“ bekommen.

Hochschülergruppe Gröden

In den vergangenen Weihnachtsferien haben sich die Grödner Hochschüler zu einer Gruppe zusammengeschlossen, um auf diese Weise besser die speziellen Aufgaben und Interessen wahrzunehmen, die sie als Ladinern betreffen. Sie haben sich vor allem zum Ziel gesetzt, gemeinsam und bewußt, nach ihrer Möglichkeit, für die Erhaltung und Belebung des ladinischen Sprach- und Kulturgutes zu arbeiten. Darüberhinaus streben sie einen engeren gegenseitigen Kontakt an, der besonders durch gesellschaftliche Veranstaltungen gefördert werden soll.

Die SH zählt heute, ohne Altakademiker, bereits über 800 Mitglieder; dennoch wurden bei den Vollversammlungen in den letzten Jahren immer wieder Klagen laut über mangelndes Interesse und mangelnde Mitarbeit seitens der Hochschüler. Einer der Hauptgründe dieser Interesselosigkeit dürfte wohl darin liegen, daß die meisten sich auf „die anderen“ verlassen, da ja „eh“ so viele sind. Es ist klar, je größer der Verein, desto loser der Kontakt der Mitglieder untereinander; man kennt sich kaum noch, das Interesse am ganzen sinkt und dementsprechend die Zusammenarbeit. Als Folge dieser Entwicklung droht das Herabsinken der SH zu einer bloßen Interessengemeinschaft, zu einer Institution, die lediglich Stipendien, Anerkennung der Studententitel u. dgl. vermittelt.

Um diesen Schwierigkeiten zu begegnen wurden verschiedene Anstrengungen gemacht. So wurde unter anderem auch schon öfters davon gesprochen, die SH sollte sich in verschiedene Fachschaften aufgliedern. Die Grödner Hochschüler für sich nun — bei 30 an der Zahl — haben das jetzt getan. Sie wollen damit nicht „reformieren“, noch weniger sich von der SH „absplittern“, sondern lediglich innerhalb der SH eine eigene Gruppe, mit den angegebenen besonderen kulturellen und gesellschaftlichen Zielen sein und als solche verstanden werden. Wollen wir hoffen, daß dieser Zusammenschluß nicht nur dem — richtig verstandenen — Lebensinteresse der Grödner Hochschüler, sondern der der SH im Ganzen diene!

h. s.

(Heinz Stuflesser, St. Ulrich, stud. med. Wien)

2. bis 7. August in Dietenheim:

VIII. Studientagung der Südtiroler Hochschülerschaft

Generalthema:

PROBLEME DES FÜHRUNGSNACHWUCHSES IN SÜDTIROL

10. bis 24. August.

Es wird wieder die Möglichkeit eines kostenlosen Ferienaufenthaltes in der
LÜNEBURGER HEIDE

geboten. Näheres steht im Rundschreiben an die Verbindungsmänner
vom 31. Jänner 1964.

21. August bis 8. September in Alpbach-Tirol

Europäisches Forum Alpbach
Zwanzigste Internationale Hochschulwochen

Generalthema:

IN DER MITTE DES 20. JAHRHUNDERTS

Neue Fragestellungen seit 1945

7. bis 18. September in Meran:

XI. Meraner Hochschulwochen

Gesamtthema:

ERKENNTNIS UND VERANTWORTUNG

Eröffnung:

Fachliches Wissen und akademische
Bildung

Vorlesungen:

1. Masse, Volk, Elite
2. Gut und Böse in der Geschichte
3. Dichtung und Politik
4. Wirtschaftliche Planung und
menschliche Freiheit

Künstlerische Veranstaltungen:

1. Literarischer Abend der Südtiroler
Hochschülerschaft
2. Burgtheaterabend

Vorträge:

1. Nikolaus von Cues
2. Das Ethos des Arztes
3. EWG und Comecon
4. Die Kirche in der Zeit
5. Die Grenzen der staatlichen Macht
6. Muttersprachliche Bildung und po-
litische Organisation
7. Raum und Zeit in der modernen
Naturwissenschaft
8. Richard Strauß und Hugo von
Hofmannsthal

Arbeitsgemeinschaften:

- Das Problem des „politischen Katholi-
zismus“
2. Sexualmoral und Sittengesetz